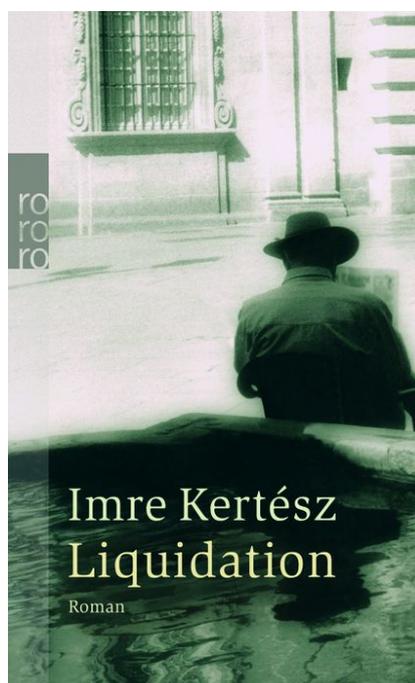


Leseprobe aus:

Imre Kertész

Liquidation



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Nennen wir unseren Mann, den Helden dieser Geschichte, Keserű. Wir denken uns einen Menschen und dazu einen Namen. Oder andersherum: wir denken uns den Namen und dazu einen Menschen. Obschon wir das alles auch lassen können, weil unser Mann, der Held dieser Geschichte, auch in Wirklichkeit Keserű heißt.

Schon sein Vater hieß so.

Und sogar schon sein Großvater.

Keserű war infolgedessen unter dem Namen Keserű ins Geburtenregister eingetragen worden: Das also ist die Wirklichkeit, von welcher – der Wirklichkeit nämlich – Keserű neuerdings nicht mehr allzu viel hielt. Neuerdings – in einem der späten Jahre des vergehenden Jahrtausends, sagen wir, just im frühen Frühling 1999, an einem sonnigen Vormittag – war die Wirklichkeit für Keserű zu einem problematischen Begriff, doch was noch schlimmer ist: zu einem problematischen *Zustand* geworden. Ein Zustand, dem es – nach Keserűs innigstem Empfinden – am allermeisten an Wirklichkeit mangelte. Wenn er irgendwie zum Gebrauch dieses Wortes gezwungen war, setzte Keserű sofort immer »die sogenannte Wirklichkeit« hinzu. Es war allerdings eine ziemlich armselige Genugtuung, die Keserű auch nicht befriedigte.

Keserű stand, wie neuerdings oft, am Fenster seiner Wohnung und sah auf die Straße hinunter. Diese Straße bot den allgewöhnlichsten und alltäglichen Anblick der gewöhnlichen und alltäglichen Straßen von Budapest. Auf dem von Unrat, Öl und Hundekot verdreckten

Gehsteig parkten Autos, in den meterbreiten Lücken zwischen den Autos und den leprösen Häuserwänden gingen die allgewöhnlichsten und alltäglichsten Fußgänger ihren Angelegenheiten nach, der feindselige Ausdruck ihrer Gesichter ließ auf finstere Gedanken schließen. Manche von ihnen, vielleicht in Eile, gingen vom Gehsteig herunter, um die im Gänsemarsch voranziehende Kolonne zu umgehen, doch die widersinnige Hoffnung, aus der Reihe tanzen zu können, wurde ihnen schon bald von einem ganzen Chor haßerfüllter Hupen vereitelt. Auf den Bänken des gegenüberliegenden Platzes – sofern deren Holz noch nicht abmontiert war – hatten sich die Obdachlosen des Viertels niedergelassen, mit ihren Beuteln, Tüten und Plastikflaschen. Über einem struppigen Bart leuchtete eine karmesinrote Strickmütze, die herunterbaumelnde Troddel schaukelte fröhlich um die martialische Gesichtsbehaarung. Den schweren, verblichenen, seiner Knöpfe beraubten Wintermantel eines Mannes mit einer zerknautschten Offiziersmütze auf dem Kopf umgürtete ein aufreizend buntgeblühtes Seidenband, vermutlich der ehemalige Bestandteil eines Damenmorgenrocks. Aus einer Farmerhose blickten knotige Frauenfüße in schiefgetretenen silbernen Abendschuhen hervor; etwas weiter entfernt lagerte, die Knie angezogen, in katatonischer Reglosigkeit eine undefinierbare Gestalt auf dem schäbigen schmalen Rasenstreifen, einem Haufen Lumpen ähnlich, von Alkohol oder Drogen zu Boden gestreckt, vielleicht von beidem zugleich.

Während er die Obdachlosen beobachtete, kam Kesserú plötzlich zu Bewußtsein, daß er schon wieder die

Obdachlosen beobachtete. Unzweifelhaft verschwendete Keserú neuerdings zuviel Aufmerksamkeit auf die Obdachlosen. Er war imstande, ganze halbe Stunden – seiner ohnehin wertlosen Zeit – am Fenster zu verträdeln, mit der Hingerissenheit eines Voyeurs, der sich von dem sich bietenden obszönen Anblick in keiner Weise lösen kann. Obendrein wurde dieses voyeuristische Verhalten bei Keserú von Schuldgefühlen begleitet, gleichzeitig von einer ekelerregenden Anziehung, die schließlich in eine widerwärtige Beklemmung, in Existenzangst mündete. In dem Moment, als diese Beklemmung sich unverkennbar in ihm abzeichnete, wandte Keserú sich fast befriedigt vom Fenster ab, als hätte sein rätselhaftes Treiben sein noch rätselhafteres Ziel erreicht, und trat an seinen Schreibtisch, auf dem verschiedene Manuskripte herumlagen, aufgeblättert und ausgebreitet wie verendete Vögel.

Keserú war sich darüber im klaren, daß die zwanghafte Beziehung, die sich bei ihm neuerdings, man könnte sagen, ohne sein Wissen und Einverständnis, zu den Obdachlosen entwickelt hatte, etwas Beunruhigendes hatte. Im Grunde litt er darunter wie unter einer Krankheit. Es hätte nicht mehr bedurft als den Entschluß, nicht mehr ans Fenster zu treten. Oder ganz allein zum Zweck des Lüftens oder anderer praktischer Verrichtungen dorthin zu gehen. Nur ertappte er sich dann auf einmal abermals am Fenster, wie er die Obdachlosen beobachtete.

Keserú argwöhnte, daß hinter dieser merkwürdigen Leidenschaft irgendein erklärbarer Sinn steckte. Ja, er hatte das Gefühl, wenn es ihm gelänge, diesen Sinn zu begreifen, würde er auch sein Leben besser begreifen, das

er neuerdings nicht mehr begriff. Er hatte das Gefühl, als würden ihn von der einst fast greifbaren Konstante, als die er seine eigene Person gekannt hatte, neuerdings Abgründe trennen. Die Hamletfrage hieß für Kesorú nicht: Sein oder Nichtsein, sondern: Bin ich, oder bin ich nicht.

Anscheinend zerstreut blätterte Kesorú in einem der Manuskripte, die auf dem Tisch lagen. Es war ein ziemlich dicker Packen, ein Bühnenmanuskript. Auf dem Deckblatt der Titel: »Liquidation«, dann die Gattungsbezeichnung: »Komödie in drei Akten«. Darunter: »Die Handlung spielt in Budapest, im Jahr 1990.« Kesorú hatte die erste Seite schon zwischen zwei Finger gefaßt, um weiterzublättern, aber dann überließ er sich doch dem zweifelhaften Vergnügen, das ihm die Beschreibung des Schauplatzes bereitete:

Trostloses Lektoratszimmer in einem trostlosen Verlag. Schábige Wände, wacklige Bücherschránke, zwischen den auf Regalen verstauteu Büchern klaffende Lücken, Staub, Verwahrlosung: Obwohl es kein Anzeichen für einen Umzug gibt, herrscht doch in allem der Eindruck eines wüsten Umzugsprovisoriums vor. Im Zimmer vier Schreibtische, vier Arbeitsplätze. Auf den Tischen Schreibmaschinen, einige in Schutzhüllen, dazu aufgetürmte Bücher, Zeitschriften, Manuskriptmappen, Akten. Zum Hof gehende Fenster. Hinten eine Tür, die zum Flur führt. Irgendwo von fern Vormittagssonnenschein, hier, im trostlosen Lektoratszimmer, trostloses künstliches Licht.

Im Zimmer befinden sich Kürti, seine Frau Sára und

Dr. Obláth. Sie sitzen nach Art von Wartenden verloren um einen Schreibtisch herum, von dem sich dann herausstellt, daß es der Keserús ist.

Keserú packte die Lesewut, diese sonderbare Besessenheit, die sein Leben so verhängnisvoll bestimmte. Er liebte den Eingangsdiallog des Stücks:

KÜRТИ Widerwärtig. Ekelhaft. Zum Kotzen. Dieses ganze Haus. Das war mal ein Palais, falls ihr es nicht wissen solltet. Dieses Treppenhaus. Dieses Zimmer. Das Ganze überhaupt.

OBLÁTH zu Sára Verstehst du, wovon er spricht?

SÁRA Er langweilt sich.

OBLÁTH Auch ich langweile mich. Auch du langweilst dich.

SÁRA Aber er langweilt sich radikal. Das ist inzwischen sein einziger Radikalismus. Das, was ihm von den großen Zeiten geblieben ist. Die Langweile. Er nimmt sie überallhin mit, wie einen bissigen, struppigen Hund, den man hin und wieder auf die anderen losläßt.

KÜRТИ Man bestellt uns für elf hierher ...

SÁRA *in beschwichtigendem, fast flehendem Ton, als spräche sie zu einem Kind* Niemand hat uns »bestellt«. Keserú hat darum gebeten, daß wir ihm unser Material in den Verlag bringen. Möglichst gegen elf Uhr.

KÜRТИ Es ist halb zwölf. Und nirgends eine Seele. Euch stört das natürlich nicht. Ihr sitzt da und nehmt es

hin, so wie man in diesem Land alles hinnimmt. Jeden Betrug, jede Lüge, jedes Abschießen. So wie ihr jetzt schon das Abschießen hinnehmt, das man noch nach eurem Abschießen vornehmen wird.

Keserű lachte auf. Genauer gesagt, er ließ jenen charakteristischen kurzen Laut vernehmen, der bei ihm neuerdings Lachen bedeutete. Dieser Laut stieg gewissermaßen aus dem Magen auf und hörte sich eher wie ein grimmes Schnaufen als ein Lachen an. Frohsinn oder Heiterkeit klangen jedenfalls kaum darin mit. Er blätterte in dem Manuskript weiter, bis sein Blick nicht wieder nur an der Regieanweisung klebenblieb:

Keserű stürzt herein, eine dicke Mappe unter dem Arm.

KESERű Seid mir nicht böse. Ich kann nichts dafür. Entschuldigung, Entschuldigung. Die Sitzung hat sich hingezogen.

SÁRA Du wirkst erregt. Ist was passiert?

KESERű Nichts Besonderes, nur daß der Verlag liquidiert wird. Der Staat finanziert die Pleite nicht mehr. Er hat sie vierzig Jahre finanziert, ab heute finanziert er sie nicht mehr.

OBLÁTH Logisch. Inzwischen ist es auch ein anderer Staat.

KÜR TI Staat ist Staat. Auch bis jetzt hat der Staat die Literatur nur deswegen finanziert, um sie zu liquidieren. Die staatliche Unterstützung der Literatur ist die staatlich getarnte Form der staatlichen Liquidierung der Literatur.

OBLÁTH Eine axiomatische Formulierung.

SÁRA Und was wird mit dem Verlag? Hört er auf?

KESERŰ In dieser Form, ja. *Er zuckt ein wenig mutlos mit den Schultern* Aber in dieser Form hört jeder und alles auf.

Ja, Keserű erinnerte sich an diesen Vormittag vor neun Jahren. Er erinnerte sich, wie er, aus der Lektoratssitzung (der sogenannten Lektoratssitzung) kommend, mit der dicken Mappe unterm Arm ins Zimmer getreten war. Kürti, Sára und Obláth hatten dort, an seinem Schreibtisch, auf ihn gewartet. Er selbst, Keserű, hatte ungefähr das gleiche gesagt, was im Stück stand. Der einzige Haken war, daß der Mensch, der das Stück und darin diese Szene geschrieben hatte, zu dem Zeitpunkt, als sich die Szene dann – und zwar fast wortwörtlich – in der Wirklichkeit abspielte, nicht mehr am Leben war.

Er hatte Selbstmord verübt.

Die Polizei hatte die Injektionsnadel und Morphiumampullen gefunden.

Keserű hatte soviel Geistesgegenwart besessen, noch vor dem Eintreffen der Beamten den wichtigsten Teil der Manuskripte herauszuholen (den spärlichen Briefwechsel nahm die halb ohnmächtige Sára an sich).

Auch dieses Theaterstück hatte er im Nachlaß entdeckt. Vor gut neun Jahren, als Keserű das Stück zum erstenmal las, hatte diese Geschichte gerade erst ihren Anfang genommen, und sie setzte sich dann bald so fort, daß die im Stück Keserű genannte Person – genau wie der reale Keserű – soviel Geistesgegenwart besaß, am

Schauplatz des Selbstmords noch vor dem Eintreffen der Beamten den wichtigsten Teil der Manuskripte herauszuholen. Als er die literarische Beute dann in Sicherheit gebracht hatte und sich gierig über sie hermachte, hatte er das Theaterstück gefunden und bald auch die Szene, laut der er soviel Geistesgegenwart besaß ... usw. Und dann folgten die Szenen sich, eine um die andere, im Stück und in der Wirklichkeit. So daß Keserű am Ende nicht mehr wußte, was er mehr bestaunen sollte: die kristallklare Voraussicht des Verfassers – seines verstorbenen Freundes – oder den eigenen, sozusagen reuevollen Eifer, mit dem er sich mit der vorgezeichneten Rolle identifiziert und die Geschichte zur Erfüllung gebracht hatte.

Neuerdings jedoch, gut neun Jahre später, interessierte Keserű etwas anderes. Seine Geschichte war zu Ende, ihn selbst aber gab es noch, und das war ein Problem, dessen Lösung er immer wieder aufschob. Entweder mußte er seine Geschichte fortsetzen, was sich als unmöglich erwies, oder er mußte eine neue Geschichte anfangen, was sich als ebenso unmöglich erwies. Zweifellos, in seinem Umkreis sah Keserű Lösungen, bessere und schlechtere, ja, bei genauerer Betrachtung sah er überhaupt nur noch Lösungen anstelle von Leben. Die im Stück Kürti genannte Person zum Beispiel wählte neuerdings die Lösung, krank zu werden. Als Keserű das letzte Mal zu ihm gekommen war, hatte er ihn im Bett angetroffen, neben sich den Blutdruckmesser, auf einem Tischchen Tabletten verschiedenster Formen und Farben, Arzneibehälter, ja, sogar eine winzige Apparatur,

mit der sich Kürti selbst Spritzen verabreichen konnte, während Sára apathisch in der Küche gesessen hatte. Dieser Kürti war einmal Soziologe gewesen, in den siebziger, achtziger Jahren hatte er sich auf einen unbedeutenden Posten zurückgezogen und dabei mit ungebrochenem Elan seine große Monographie über »Unzeitgemäßes Bewußtsein und seine mentalitätsbedingten Wurzeln in Ungarn« geschrieben. Davor hatte er noch Gefängnis über sich ergehen lassen, und obwohl die Staatssicherheit damals nicht mehr prügelte, war er doch so unglücklich geohrfeigt worden, daß er auf dem linken Ohr ertaubt war.

Keserű blätterte ein paar Seiten zurück, zur Eingangsszene. Kürti, seine Frau Sára sowie Dr. Obláth warten auf Keserű. Obláth sagt etwas, Kürti versteht nicht, Obláth wiederholt brüllend.

SÁRA Du brauchst nicht zu brüllen, du darfst nur nicht in das kaputte Ohr sprechen.

OBLÁTH *peinlich berührt* Das vergesse ich immer wieder.

KÜRTI *spaziert inzwischen im Zimmer umher, besieht sich die Bücherregale, die Einrichtung, nimmt hier und da ein Buch heraus* Ist auch besser. Das ist eine alte Geschichte, längst vergangen. *Träge zwischen den Büchern herumfummelnd, als spräche er halb im Traum* Ja, es ist merkwürdig, aber neuerdings ist sie irgendwann Vergangenheit geworden. Plötzlich. Unmittelbar auf der Zielgeraden. Das Regime ist gestürzt, und ich habe keine Lust, mir vorzumachen, ich wäre

es gewesen, der es gestürzt hätte. Die allgemeine Liquidation ist im Gange, und ich habe keine Lust, daran zu partizipieren. Ich bin Zuschauer geworden. Und ich schaue nicht einmal von den vorderen Reihen aus zu, sondern irgendwo von der Galerie. Vielleicht bin ich müde geworden. Vielleicht habe ich aber auch nie wirklich geglaubt, was ich geglaubt habe. Das wäre die schlechtere Variante. Denn dann hätte man mir das Ohr für nichts und wieder nichts kaputtgeschlagen. Inzwischen neige ich mehr zu dieser Annahme. *Er hält ein, dann, mit einem Buch in der Hand, sinnend* Ich habe für nichts und wieder nichts gegessen, für nichts und wieder nichts eine Vorstrafe mit mir herumgeschleppt, ich habe für nichts und wieder nichts über mehrere Jahre Publikationsverbot gehabt, und ich bin kein Held, sondern ich habe nur mein Leben verpfuscht.

OBLÁTH *tröstend* Hier verpfuscht jeder sein Leben. Das ist eine hiesige Spezialität, der *genius loci*. Wer hier sein Leben nicht verpfuscht, ist schlicht unbegabt.

Keserů ließ von neuem sein Lachen vernehmen, das eher einem grimmigen Schnaufen als einem Lachen glich. Er bedauerte, daß er in dieser Szene nicht vorkam (er erinnerte sich, daß er erst später, mit der dicken Mappe unter dem Arm, ins Zimmer gekommen war) und also nicht an dem Gespräch beteiligt sein konnte. Er liebte diesen Stil, diesen herben, mit dem Schein der Allwissenheit gewappneten Galgenhumor, der ihn an seine frühere, schon lange untergegangene Welt erinnerte; es war ein äußerst

nützlicher Stil gewesen, die Sprache der Eingeweihten, die sie vor ihren Enttäuschungen, Ängsten und gut gehüteten kindlichen Hoffnungen bewahrt hatte.

Keserú sah auf die Uhr und stellte fest, daß es auch heute nichts für ihn zu tun gab. Es ging langsam auf Mittag zu. Flüchtig sann er nach, womit er den Tag bisher verbracht hatte, doch er wußte die Frage nicht so recht zu beantworten. Fest stand, daß er heute ein angeregtes Innenleben führte: Er hatte geträumt, war mit einer Erektion aufgewacht, und beim Rasieren hatte ihn das Gefühl beschlichen, daß er sich heute endlich würde entschließen müssen, obschon ihm nicht ganz bewußt war, wozu er sich eigentlich entschließen müßte, überdies war er sich völlig im klaren über seine eigene Entschlußunfähigkeit.

Trotzdem kam ihm der Gedanke, daß er das Stück – die »Liquidation« betitelte Komödie (oder Tragödie?) – bei einem Theater unterbringen müßte.

Er dachte schon das neunte Jahr daran.

Überhaupt dachte Keserú schon das neunte Jahr darüber nach, ob er den Nachlaß auch gewissenhaft betreute.

Es fand sich Verschiedenes in diesem Nachlaß: Prosa und Aufzeichnungen, Tagebuchauszüge und Erzählanfänge (nun, und natürlich das Theaterstück, die »Liquidation«). Nur gerade das Wesentliche fehlte – zumindest nach der Überzeugung Keserús.

Überdies würde er sich – und das war Keserús geheimster Gedanke, so geheim, daß er ihn vielleicht sogar vor sich selbst verheimlichte –, wenn er sich von dem Stück befreite, in gewisser Weise auch von sich selbst be-

freien. Er würde sich vielleicht auch von dem bedrückenden Unwirklichkeitsgefühl befreien, das neuerdings an ihm haftete und ihn wie ein leidiges Desiderat begleitete, immer und überallhin, so wie der fehlende Schatten den Peter Schlemihl.

Die Geschichte setzte an jenem Vormittag ein, an dem Keserű mit der dicken Mappe unterm Arm in sein Lektoratzimmer gekommen war, wo Kürti, seine Frau Sára und Dr. Obláth auf ihn warteten.

In der Mappe befand sich der literarische Nachlaß von Keserűs verstorbenem Freund, nennen wir ihn kurz B. (oder Bé, wie er sich selbst gern nannte). Und dieser Nachlaß war in den Besitz Keserűs gelangt, weil er soviel Geistesgegenwart besessen hatte, den wichtigsten Teil der Manuskripte noch vor dem Eintreffen der Beamten ... aber das ist ja bereits erwähnt worden.

An jenem Morgen war Keserű mit der dicken Mappe unter dem Arm und dem festen Entschluß in der Lektoratssitzung (der sogenannten Lektoratssitzung) erschienen, dem Verlag, dem er als Lektor für Belletristik angehörte, den Nachlaß zur Publikation zu empfehlen und sich für die mit der Publikation verbundenen Lektoratsarbeiten (natürlich unter Verzicht auf jegliches Honorar) zur Verfügung zu stellen.

Nur daß diese Sitzung zur Bekanntgabe der traurigen Tatsache einberufen worden war, daß der Verlag mit Verlust arbeitete und infolgedessen bestimmte administrative und finanzielle Operationen vorzunehmen gezwungen war, von deren gähnend langweiliger Aufgliederung Keserű nur soviel begriffen hatte – das allerdings sonnen-

klar –, daß er demgegenüber mit seinem Vorschlag im Augenblick kaum bestehen könnte.

Es begann ihn erneut zu interessieren, worüber gesprochen worden war, bevor er die sogenannte Lektoratssitzung verlassen hatte und in das Zimmer getreten war, wo die Freunde auf ihn warteten.

Obláth erklärt gerade irgend etwas, in seiner wehleidigen, affektierten Art, auf seine Worte folgt langes Schweigen. Sára schnieft und drückt sich von Zeit zu Zeit das Taschentuch an die geröteten Augen, Kürti rückt seinen Stuhl etwas weiter fort, sondert sich ab, hüllt sich in tiefes Schweigen.

OBLÁTH *sich bewußt werdend, daß die beiden anderen ihn gar nicht beachten, beschließt seine Rede rasch* ... Also, seitdem verfolgt mich der Gedanke, daß wir es womöglich – wer wüßte das schon – mit einem philosophischen Selbstmord zu tun haben. Daß er sich das Leben genommen hat wie, sagen wir, eine Dostojewski-Figur. Etwas in dieser Art könnte man annehmen. Bei ihm jedenfalls.

Schweigen.

OBLÁTH Gut, ich nehme es zurück.

Schweigen.

OBLÁTH Es kam mir so in den Sinn.

Schweigen.

OBLÁTH Denn ansonsten wissen wir doch gar nichts. Was mich angeht, so weiß ich noch nicht einmal, wie – also, auf welche Art genau ...